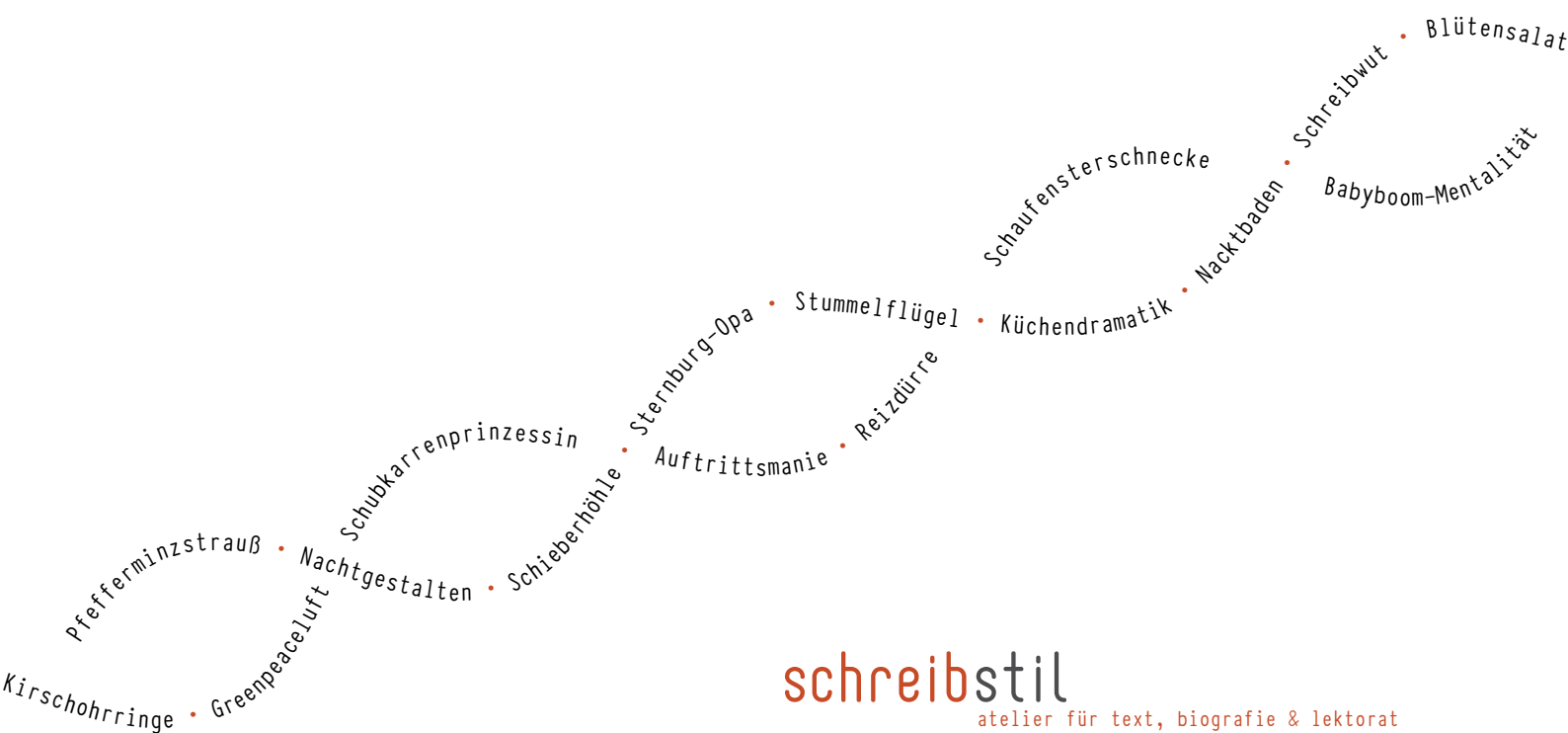


Der Wald

Der Wald ist still. Totenstill. Das wusste ich nicht. Nachts ist er schwarz. Rabenschwarz. Das hatte ich nicht bedacht. Ich liege in ihm, allein, in einer Hütte, auf einer Pritsche und versuche herauszufinden, ob meine Augen offen oder geschlossen sind, lasse die Hand über mein Gesicht kreisen. Ich kann sie nicht sehen. Nicht einmal erahnen. Und hören kann ich auch nichts, gar nichts.

Seltsam, als ich noch nicht nachts allein in einem Wald lag, sondern in meinem Zimmer, an dessen Wände Hinterhoflichter tanzten und durch dessen geöffnetes Fenster immer ein paar Geräusche an mein Ohr drangen, kam mir nie in den Sinn, der Wald könnte still sein. In meiner Vorstellung war er durchsetzt vom Murren, Knurren, Rufen und Fiepen seiner Nachtgestalten, die aus dem Unterholz kriechen und sich von den Ästen schwingen. Die den Mond anheulen, sich besteigen, gegenseitig auffressen. Doch jetzt höre ich nichts, höre und sehe ich nichts, gar nichts. Mir ist, als seien meine Sinne ausgeschaltet, als läge ich in einem Vakuum aus Zeit und Raum, dass mir mein bisheriges Leben wie einen absurden Traum, wie ein kurzes Auftauchen aus einer schwarzen, unendlichen Ödnis erscheinen lässt. Könnte ich meinen Körper nun auch nicht mehr fühlen, die Holzhütte nicht mehr riechen, würde ich ernsthaft an meiner Existenz zweifeln. Das menschliche Leben wäre vor meinen Augen, falls sich davon noch sprechen ließe, zu einer Einbildung zusammengeschrumpft, einer Manipulation der Sinne, künstlich hervorgerufen von einer äußeren Macht, die jeden Moment die Lust an diesem Spiel verlieren könnte. Und dann wäre es finster und still. So wie jetzt.

Mehrere Tage bin ich nun schon allein im Wald. Immer waren die Nächte lautlos, immer ohne einen Fetzen Licht. Die Kraft der Sterne schafft es offenbar nicht durch die dichten Baumkronen. Wenn mich noch anfangs die nackte Angst überkam, dann weniger aufgrund der Stille, sondern wegen eines plötzlichen Geräusches, das diese jeden Moment zerschneiden könnte. Ich versuchte, die Vorboten möglicher Gefahren zu erlauschen, sogar noch im Halbschlaf, und schreckte dann vom Knistern meines Schlafsackes auf, dem einzigen Laut der Nacht. An diese Reizdürre habe ich mich immer noch nicht gewöhnt, aber ich kann jetzt schlafen.



Auch die Tage allein im Wald sind von großer Seltsamkeit, nahezu absurd, je mehr davon sich aneinanderreihen. Geräusche gibt es zwar, Vogelgezwitscher etwa oder Rascheln im Gebüsch. Der Wind pfeift durch die Wipfel, Regentropfen prasseln auf Blätter – beides Naturgewalten, die sich aus mir unerfindlichen Gründen hier nur tagsüber abspielen. Auch ist die Kraft der Sonne stärker als die der Sterne, sodass meine Sinne wieder zu tun haben und mich in meinem Dasein bestätigen.

Das Problem ist die Einsamkeit. Wie sehr der Mensch den Menschen braucht, wird erst ersichtlich, wenn er ihm abhanden kommt. Die Sinne verraten einem, dass man ist. Über die Menschen erkennt man, wer man ist. Man hat eine Relation zu sich selbst. Ich bin dabei, mich zu verlieren. Spreche zu mir. Kommentiere mein Handeln. Nenne mich beim Namen. Erzähle, wo ich wohne, wer meine Eltern sind, was ich studiert habe. Zähle alle Regeln auf, die ich kenne. Ich habe keine Bücher mitgenommen. Die schienen mir zu schwer. Jetzt beue ich es. Mit ihnen hätte ich mich für ein paar Stunden am Tag in die Welt der Menschen verkriechen können. Aber So verhungere ich wenigstens nicht. Essen ist wichtiger, dachte ich. Sicher ist da was Wahres dran.

Am zweiten Tag schon hatte ich mich verlaufen, übernachtete zweimal in derselben Hütte. Dass ich jetzt den richtigen Weg gehe, nehme ich an. Eine Restunsicherheit bleibt. Ich bin von der Menschheit verlassen. Ihre Abwesenheit ist so intensiv, dass mir die wenigen Zeichen, die sie hinterließ – Pfade, Hütten, Wegweiser – wie Relikte ihrer Auslöschung erscheinen. Allmählich frage ich mich, ob das nicht sogar stimmen könnte. Immerhin ist mir niemand begegnet, der das Gegenteil beweist. Den Sinn meines Handys kann ich nicht mehr enträtseln. Ohne Empfang ist es zum nutzlosen Souvenir einer Welt geworden, die an Technik glaubt und sich jetzt vielleicht bereits zerstört hat. Mag sein, ich bin die Letzte meiner Art. Dann ist es nur konsequent, dass ich durch einen Wald laufe, der wie der evolutionäre Neubeginn nach einer Katastrophe erscheint. Seine Bäume sind Riesenfarne, Gewächse, die ich schon einmal zusammen mit Dinosauriern auf den Rollbildern des Geschichtsunterrichts gesehen habe. Seine Kreaturen sind blind und haben Stummelflügel, Vögel, die auf einer rudimentären Entwicklungsstufe verharren. Ich stolpere durch die Zeit nach der Endzeit und versuche, mir einzureden, dass ich in einem Nationalpark Neuseelands außerhalb der Saison wandere. Es gelingt mir nicht mehr. Am ersten Tag war ich mir dessen noch sicher. Am zweiten auch.

Seltsam, als ich noch nicht allein im Wald umherirrte, sondern durch den Trubel der Großstädte wandelte, in denen die Orte physischen Alleinseins ausgestorben zu sein scheinen, dachte ich, die größte Gefahr meines Abenteuers bestünde in der Todesangst. Vor Raubtieren etwa, die es hier nicht gibt. Vor einem von der Welt längst vergessenen brutalen Einsiedler. Vor Mächten, welche die Märchenbücher der Kindheit ausschmücken, auch wenn ihre Existenz ebenso unwahrscheinlich ist. Jetzt weiß ich, dass in seiner Einsamkeit den Verstand zu verlieren, das weitaus größere Risiko ist. Die Furcht klebt wie ein nasses Hemd an mir, dieser Einsamkeit nicht mehr entfliehen zu können. Vielleicht laufe ich bereits wieder im Kreis, vielleicht bin ich auch die einzig menschlich Überlebende.

Der Pfad wird breiter. Er verwandelt sich in einen Weg. Schuhabdrücke im Schlamm. Nicht von mir. Am späten Nachmittag entdecke ich das Schild: „Marahau, 2 hours.“ Und jetzt weiß ich es wieder: Das bin ich. Das ist der Wald. In zwei Stunden wird er Vergangenheit sein. In zwei Stunden werde ich in Marahau sein, einem Ort in Neuseeland mit Häusern, Geschäften, Autos, Verkehrsregeln – und Menschen. Menschen.